

Bernhard Pörksen

„Die aufhebbarke Endgültigkeit der Vorläufigkeit“

Im Gespräch mit Siegfried J. Schmidt

Vorbemerkung

Seit einigen Jahren gewinnt - auch in der Literatur- und Medienwissenschaft - eine Denkschule an Popularität, die von manchen Autoren in den Rang eines ‚neuen Paradigmas‘ erhoben wird und unter der Sammelbezeichnung ‚Konstruktivismus‘ für Furore sorgt. Die zentrale Prämisse konstruktivistischer Theoriebildung ist in einer Äußerung des Biologen Humberto Maturana angelegt: „Alles was gesagt wird, sagt ein Beobachter zu einem anderen, der er selbst sein kann.“ Mit diesem Satz wird die ontologische Faktizität der Welt nicht bestritten; wohl aber negiert Maturana (und mit ihm jeder andere Konstruktivist) in epistemologischer Hinsicht ihre voraussetzungsfreie Erkennbarkeit. Erkenntnis ist, so heißt es, an einen Beobachter gebunden, der - beeinflusst durch biologische und kulturelle Bedingungen - zu Aussagen über ‚die Wirklichkeit‘ gelangt. Die konstruktivistische Theoriebildung besteht nun in dem Versuch, die antiobjektivistische Prämisse zur Ausgangs- und Denkvoraussetzung ganz verschiedener Disziplinen zu machen, perspektivische Veränderungen zu registrieren und diese für die fundamentale Neubestimmung zentraler Begriffe und Annahmen eines Faches zu nutzen. Die These von der Unmöglichkeit absoluter Wahrheitserkenntnis wird etwa auf hermeneutische und kommunikationstheoretische Konzepte, auf Fragen der Medienwirkungsforschung und Medienkritik angewendet. Das folgende Gespräch mit Siegfried J. Schmidt versucht, dem innovativen Effekt des konstruktivistischen Denkens nachzugehen, auf Widersprüche, Gefahren und Erkenntnisfallen hinzuweisen, interdisziplinäre und philosophiegeschichtliche Traditionslinien zu rekonstruieren und zentrale Begriffe zu definieren. Es wird versucht, die Einsichten und Ansichten eines Wissenschaftlers vorzustellen, der zu den wichtigsten konstruktivistischen Autoren und Stichwortgebern der Gegenwart gehört. Siegfried J. Schmidt, Professor für Germanistik und Allgemeine Literaturwissenschaft und Leiter des Instituts für Empirische Literatur- und Medienforschung in Siegen, hat zahlreiche Arbeiten zum Konstruktivismus veröffentlicht und herausgegeben, er war und ist wesentlich an der literatur- und medienwissenschaftlichen Fundierung dieser Denkschule beteiligt. [B.P.]

Man kann den Konstruktivismus zwischen zwei erkenntnistheoretischen Extrempositionen einordnen. Auf der einen Seite steht der Solipsist - er sagt: Alles ist Schimäre, Produkt des eigenen Geistes. Auf der anderen Seite steht der naive Realist - er sagt: Unsere Sinne bilden die Welt so ab, wie sie ist. Und zwischen den beiden plaziert sich jetzt der Konstruktivist - und sagt: Es gibt für mich eine Objektwelt, aber sie ist nicht in ihrer wahren Gestalt erkennbar. Um zu begreifen, wie der Konstruktivist zu dieser Position gelangt, ist es, wie mir scheint, wichtig, den Begriff der ‚operationalen Geschlossenheit‘ zu verstehen.

So ist es. Der Begriff der operationalen Geschlossenheit ist in der Tat für den gesamten Konstruktivismus zentral. Operationale Geschlossenheit bedeutet, daß menschliche Beobachter, verstanden als kognitive Systeme, keinen direkten Umgang mit ihrer Umwelt haben, sondern daß dieser vom kognitiven System bestimmt wird. Der Konstruktivist sagt: Die Realitätsgewißheit, die wir haben, verdanken wir der Arbeitsweise unseres kognitiven Systems. Realitätsvorstellungen sind beobachterspezifisch.

Die Erkenntnismöglichkeiten bestimmen, was erkannt werden kann?

Ja; man darf jedoch bei dieser These nicht stehenbleiben. Es ist wichtig hinzuzufügen, daß die Erkenntnismöglichkeiten das Resultat ganz verschiedener empirischer Bedingungen sind. Zu diesen gehören medienspezifische, kulturelle, kommunikative und biologische Einflüsse, die jeweils aus einer Doppelperspektive - nämlich: strukturell und historisch-evolutionär - zu analysieren sind. Das Gehirn ist dann dafür verantwortlich, daß ein relativ unspezifischer Input in ungeheuer komplizierten Rechenprozessen in etwas umgewandelt wird, das uns zu Bewußtsein kommt.

Was ist draußen in der Objektwelt? Schmerz, Farben, Geräusche erscheinen ja dann lediglich als konstruierte Relationen, die im Inneren des Menschen entstehen.

Man muß, wenn es um eine solche Frage geht, vor einer starken Fixierung auf das kognitive System warnen, die auch manche Trivialekonstruktivistinnen propagieren, wenn sie behaupten, der Mensch erschaffe und ‚erfinde‘ sich seine Welt. Das ist Unsinn; es gibt keine Willkürlichkeit in der ‚Erfindung‘, sondern der Beobachter ist ein vielfach bedingtes, geschlossenes System. Nun sind Schmerzen und Farben, Geräusche und Geschmäcker - so wie wir sie wahrnehmen - sicher nicht in der Umwelt. Aber um diese Empfindungen und Wahrnehmungen in einer systemspezifischen Weise produzieren zu können, ist es doch notwendig, daß eine Interaktion mit der Umwelt stattfindet. Wahrnehmungen und Empfindungen entstehen nicht ohne Ursache.

Bedeutet die Fixierung des Konstruktivismus auf den Beobachter den Abschied von ontologischen Fragen?

Nein; das ist zu apodiktisch formuliert. Warum soll man nicht

ontologische Fragen stellen? Wir kommen ja gar nicht darum herum. Ich plädiere hier für eine genaue Differenzierung, um die jeweiligen Voraussetzungen und die Spezifik einer Frage und Betrachtungsperspektive ganz deutlich zu machen. Man sollte zwischen der Beobachtung erster und zweiter Ordnung unterscheiden. Als Beobachter erster Ordnung - als Menschen, die sich in ihrer Umwelt bewegen - sind wir alle alltägliche Realisten. Eine Position, die immer an der Wirklichkeit des Wahrgenommenen zweifelt, wäre auf der Ebene der Alltagsrealität einfach Blödsinn und kontraproduktiv. Sobald wir beobachten, wie wir beobachten, werden wir zu Beobachtern zweiter Ordnung. Alle Sicherheiten verschwinden. Es könnte immer auch anders sein; der ontologische Zweifel beginnt; nun stehen in der Tat nicht mehr ontologische, sondern epistemologische Fragen im Vordergrund. Diese Ebenen bieten eben verschiedene Erkenntnismöglichkeiten, sie sind genau auseinanderzuhalten.

Gibt es Belege, die die konstruktivistische Grundthese stützen, daß wahre Aussagen über das Wesen der Welt nicht möglich sind?

Wenn es diese Belege gäbe, dann wären dies die absoluten Wahrheiten, nach denen der Realist gesucht hat. Dann wäre der Konstruktivismus widerlegt; jeder derartige Beweis würde die Niederlage bedeuten. Insofern muß ich aus konstruktivistischer Sicht eine solche Frage abwehren.

Trotzdem beziehen sich einige Konstruktivisten auf die Ergebnisse der neurobiologischen Forschung mit paradoxer Selbstsicherheit, glauben hier absolute Beweise für ihre Annahmen entdeckt zu haben.

Mit diesem Hinweis haben Sie bedauerlicherweise recht. Zweifellos ist es äußerst peinlich und lächerlich, daß manche Konstruktivisten ihre eigenen Postulate und Annahmen nicht ernst nehmen. Es ist selbstverständlich, daß der Konstruktivismus eine auch auf seine Vertreter anzuwendende Theorie zu sein hat, die konsequent selbstreferentiell ist. Daher kann es für den Konstruktivismus keinen letzten Beweis und keine beobachterunabhängige Begründung geben.

Welchen Status haben die Erkenntnisse der Biologie zu Fragen der Wahrnehmung?

In jedem Fall ist die Biologie ein wichtiger Stichwortgeber in der konstruktivistischen Diskussion; und ihre Ergebnisse lassen sich natürlich in einer bestimmten Weise benutzen. Wenn man nun auf Forschungsarbeiten verweisen kann, die besagen, daß menschliche Beobachter aus bestimmten Gründen keine Repräsentation der Umwelt in einem Abbildsinne aufbauen können, dann hat ein solcher Hinweis den Status einer Illustration. Es werden - beim gegenwärtigen Stand des Wissens - Thesen plausibilisiert, die notwendig Thesen bleiben, mehr nicht. Keinesfalls stellt die Biologie jene Paradedisziplin dar, die den Konstruktivismus „wahr“ macht.

Nun sind ja die Grundannahmen des Konstruktivismus nicht eben neu, sondern werden seit der Antike immer wieder unter Philosophen diskutiert.

Generell gibt es hier, dies ist völlig richtig, in vielen Punkten Überschneidungen und in mancher Hinsicht ähnliche Auffassungen, obwohl man sich aber davor hüten sollte, die historische Alterität einfach zu übersehen und nun etwa George Berkeley, Giambattista Vico, Immanuel Kant und Humberto Maturana umstandslos nebeneinanderzustellen.

Wo liegen denn die Unterschiede zwischen der philosophischen Tradition und den konstruktivistischen Ideen der Gegenwart?

Ein gewichtiger Unterschied besteht in der konsequenten Orientierung der Konstruktivisten an den empirischen Grundlagen der kognitiven, sozialen und kommunikativen Operationen. Man hat ja in der Philosophie entweder am ontologischen Gehalt der Wahrnehmung gezweifelt, weil man die Erkenntnisfähigkeit des Subjekts in Frage gestellt hat; oder man hat gezweifelt, weil das Individuum zur Disposition gestellt wurde; oder es wurde die Sprachbedingtheit der Erkenntnis als das große Hindernis angesehen. Für den Konstruktivisten ist nun nicht der Einzelzweifel entscheidend; alle diese Aspekte und Erkenntnisdeterminanten müssen integriert werden. Sie müssen in einem Modell zusammengefaßt werden, mit dessen Hilfe wirklich der Grund angegeben werden kann, warum die Erwartung an eine empathische und absolute Wahrheitserkenntnis nicht erfüllbar ist.

Wenn die Suche nach absoluter Wahrheit prinzipiell erfolglos sein muß, stellt sich die Frage, was dann die Aufgabe von Wissenschaft ist, die sich - wie man gemeinhin glaubt - mit Realitätserkenntnis in einem empathischen Sinne befaßt.

Eine absolute Wahrheit ist gemäß den konstruktivistischen Prämissen nicht erkennbar; aber dies heißt ja keineswegs, daß nicht lokale relative und zeitbedingte Wahrheiten ausgemacht werden können. Und genau diese Form der Erkenntnistätigkeit betreibt ja Wissenschaft: Sie formuliert Wahrheiten mit Zeitindex; sie versucht - jeweils auf dem entwickeltsten Stand der Dinge -, Probleme zu lösen. Für ein solches Unterfangen brauche ich keine emphatischen Wahrheitsvorstellungen.

Das heißt: Der Begriff der Wahrheit wird für den Konstruktivisten in einem spezifischen Sinne relativ. ‚Relativität‘ heißt nicht, daß Erkenntnis beliebig wird, sondern bedeutet vielmehr, daß Erkenntnis ‚nur in Relation‘ zu etwas Unhintergebarem hergestellt wird.

Genau. Wahrheit ist nun das, was wir nach unserem gegenwärtigen Kenntnisstand und nach dem bestmöglichen Einsatz unserer Erkenntnismittel herausbekommen. Wahrheit ist nicht ablösbar von den Zeitverhältnissen, ist nichts Zeitenthobenes und Unbedingtes, sondern an Subjekte gebunden und an eine Methode gekoppelt.

Was für einen Vorteil hätte die Akzeptanz eines solchen Wahrheitsbegriffs innerhalb der ‚scientific community‘?

Ein möglicher Vorteil wäre, daß sich langfristig gesehen das Klima der Diskussion ändern könnte. Man würde vielleicht eher auf Kooperativität umstellen und ein anderes Maß an Toleranz praktizieren, die aus der - wie ich das nenne - Einsicht in ‚die unaufhebbare Endgültigkeit der Vorläufigkeit‘ erwächst. In dem Moment, in dem ein emphatischer Wahrheitsbegriff aufgegeben wird, verschwindet natürlich auch der Wahrheitsterrorismus, in dessen Namen schlicht fürchterliche Dinge geschehen sind und der auch in der Wissenschaft seine Opfer gefordert hat.

Die grundsätzliche Toleranz gegenüber den Wirklichkeitskonstruktionen anderer birgt die Gefahr ethischer Indifferenz in sich. Pointierter: Ist der Konstruktivist in ethischer Hinsicht ein Relativist?

Nein, er ist kein Relativist in Fragen der Ethik; er kann es nicht sein. Auch er steht ja in einer Tradition und lebt in einem bestimmten historischen Moment. Ethische Normen, moralische Standards und Maximen sind Resultat einer komplexen historischen Entwicklung, die auch den Konstruktivisten prägt.

Nochmals nachgefragt: Wie geht der Konstruktivist, der von der Legitimität jeder Wirklichkeitskonstruktion ausgeht, mit intoleranten Konstruktionen um?

Zunächst ist hier die Entscheidung, ob eine Wirklichkeitskonstruktion legitim ist, von der Diagnose zu trennen, daß es eine faktische Pluralität der Wirklichkeitskonstruktionen gibt. Diese Pluralität existiert. Die Tatsache, daß wir als Individuen subjektabhängige Vorstellungen entwickeln, sagt überhaupt nichts darüber aus, ob diese als ethisch oder unethisch einzustufen sind.

Wo findet der Konstruktivist jenen letzten Halt, der es ihm erlaubt, zwischen gut und böse zu unterscheiden?

Er findet diesen Halt - wie jeder andere Mensch auch - in religiösen oder moralischen Überzeugungen. Man muß an dieser Stelle erneut an die Unterscheidung zwischen den verschiedenen Beobachterebenen erinnern. Auf der Ebene des Alltags ist der Konstruktivist gar nicht in der Gefahr, irgendeinem Relativismus zu verfallen; hier entscheidet er wie jeder andere Mensch auch auf der Basis seiner Überzeugungen, an denen er nicht zweifelt. Der Konstruktivist kann jedoch (auf der epistemologischen Ebene der zweiten Ordnung) zum Thema machen, warum sich bestimmte Normen durchgesetzt haben - und andere nicht. Das ist dann erst eine genuin konstruktivistische Perspektive.

Der Konstruktivismus speist sich ja aus verschiedenen Disziplinen und Denkschulen, ist inspiriert von sehr verschiedenen Personen. Könnten Sie diese diversen Herkunftsfelder etwas genauer beschreiben?

Die chilenischen Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela haben eine neurobiologische Fundierung des Konstruktivismus geleistet; sie haben die Arbeitsweise des kognitiven Systems durch Experi-

mente zur Farbwahrnehmung und Gestalterkennung erhellt. Der Name des in den USA lebenden Physikers Heinz von Foerster steht für die kybernetische Tradition des Konstruktivismus; von Foerster hat die wohl wichtigsten Beiträge zum Thema Selbstorganisation geliefert; und er hat sich in seinen Arbeiten über den Beobachter nicht nur auf biologische, sondern eben auch auf mathematische und kybernetische Vorstellungen gestützt. Der ebenfalls in den USA lebende Psychologe Ernst von Glasersfeld war nun derjenige, der vor allem auf die Veröffentlichungen Jean Piagets und deren Relevanz für den Konstruktivismus verwiesen hat. Und von Glasersfeld hat sich sehr verdient gemacht, indem er in die Didaktik der Mathematik konstruktivistische Ideen eingebracht hat. Die wissensoziologische Tradition des Konstruktivismus wird zumeist mit dem Buch von Peter L. Berger und Thomas Luckmann „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ in Verbindung gebracht: Berger und Luckmann haben gezeigt, daß die Produktion von Wissen immer eine gesellschaftlich basierte Operation darstellt.

Lassen sich diese verschiedenen Konzeptionen, die allesamt das dissonante Konzert des Konstruktivismus ausmachen, verbinden?

Der Versuch, sie zu verbinden, wird die Aufgabe der nächsten Jahre sein; Biologie und Wissenssoziologie, Mikro- und Makrotheorie, eine am Individuum und eine an der Gesellschaft orientierte Konzeption müssen aufeinander bezogen werden.

Aber es gibt doch eine Art Unversöhnlichkeit zwischen diesen verschiedenen theoretischen Konzeptionen. Einerseits verabsolutieren die biologischen Konstruktivisten das Individuum und begreifen den Einzelnen als mehr oder minder autonomen Konstrukteur seiner Wirklichkeit. Andererseits setzen gerade die Thesen der Wissenssoziologen eine extreme „Durchlässigkeit“ des Einzelnen für externe gesellschaftliche Einflüsse voraus. Mir scheint es logisch unmöglich, diese Sichtweisen zu harmonisieren.

Es geht auch nicht um eine Harmonisierung, sondern um die genaue Ausarbeitung und präzise Fundierung dieser beiden Perspektiven. Sie führen jeweils für sich genommen nicht besonders weit. Das Kapital, das man aus der Vereinseitigung ziehen kann, ist längst bis zur Neige ausgeschöpft. Die Frage nach den Einflüssen, die Wirklichkeitskonstruktionen bedingen, läßt sich einfach nicht isoliert nur auf dem Terrain der biologischen Forschung oder der Wissenssoziologie beantworten. Vielmehr ist eine integrative Gesamtschau notwendig.

Ihnen schwebt also eine Art ‚Komplementärkonstruktivismus‘ vor, der die verschiedenen Konzeptionen ergänzend verwendet?

Jedenfalls läßt sich von jeder Seite etwas lernen und übernehmen. Man kann etwa von dem Biologen Humberto Maturana eine Menge über den Vorgang visueller Wahrnehmung, das Farbsehen und die Gestalterkennung erfahren; dies sind - sieht man von Maturanas skurilen

Veröffentlichungen zu einer Ethik der Liebe ab - Thesen und Ergebnisse, die sich durchaus diskutieren lassen. Und gleichzeitig haben Berger und Luckmann und andere Wissenssoziologen gezeigt und mit vielen guten Beispielen klargemacht, daß wir als Individuen eben nicht einsam und alleine in unserer Nußschale hocken, sondern daß wir durch Sozialisation und Kommunikation immer überindividuelle und intersubjektive Kategorien und Verfahren der Sinnproduktion in uns aufnehmen.

Wie und auf welche Weise kommt es zur Interaktion der Individuen? Werden sie durch den Rückgriff auf eine gemeinsame Kultur gewissermaßen aufeinander abgestimmt?

So könnte man das sehen; aber um diesen Vorgang etwas präziser zu erfassen, ist es notwendig, daß ich kurz auf meinen Kulturbegriff eingehe. ‚Kultur‘ definiere ich als ein Programm, das die Aufgabe hat, das Wirklichkeitsmodell einer Gesellschaft semantisch zu interpretieren. Zu diesem Wirklichkeitsmodell gehört der gesamte systematische Zusammenhang von Unterscheidungen, mit denen wir als Beobachter operieren. Es sind Unterscheidungen wie hell und dunkel, arm und reich, mächtig und machtlos, jung und alt. Sie fixieren Positionen im Feld gesellschaftlicher Wirklichkeitsmodelle. Nur: damit ist noch nicht gesagt, was sie bedeuten. Und die Interpretation dieses gewaltigen Netzes von Unterscheidungen liefert uns nun ein Semantik-Programm - und dies nenne ich Kultur. Kultur ist nicht zu beschränken auf Kunst und schöne Dinge, sondern dient zur gesellschaftlich verbindlichen semantischen Interpretation des Wirklichkeitsmodells. Das Wissen, um dieses Programm einer Kultur erwartungsgemäß anzuwenden, muß dann im Laufe der Sozialisation gelernt werden.

Sie haben 1987 in einer ersten Einführung den Konstruktivismus mit spürbarer Euphorie als „neues Paradigma“ gefeiert, das - ganz im Sinne des Wissenschaftstheoretikers Thomas S. Kuhn - Grundannahmen verschiedener Disziplinen verändere, zu neuen Betrachtungsweisen führe. Können Sie diese These vom innovativen Effekt konstruktivistischen Denkens am Beispiel illustrieren?

Ja - Man denke nur an die Pädagogik, die etwa das Schülerbild verändert; hier transformiert eine konstruktivistische Perspektive die Unterrichtstechnologie grundsätzlich; Lehre wird zur Selbstlehre; Bildung ist als Selbstbildung aufzufassen. Man muß auf die Selbstorganisation als die zentrale kognitive Organisationsform Rücksicht nehmen, darf nicht von einer starren Indoktrinationshaltung ausgehen, die bei den Schülern zur Reproduktion von „Wahrheiten“ führen soll. Es stehen aus der Sicht einer konstruktivistisch orientierten Pädagogik nicht mehr abrufbare Problemlösungen im Vordergrund, sondern der Prozeß des Lernens selbst.

Sie selbst arbeiten nun vor allem als Literatur- und Medienwissenschaftler. Welche Relevanz besitzt der Konstruktivismus für die genannten Fächer?

In der Literaturwissenschaft sind zwei Aspekte zentral. Zum einen gibt es eine Annäherung von konstruktivistischen und bestimmten hermeneutischen Überlegungen. Das alte Ideal, einen Text so zu interpretieren, daß seine „wahre“ Bedeutung herausgefunden wird, ist nicht mehr haltbar. Unterstützt wird die hermeneutische Vorstellung eines ständigen Wandels der Bedeutungsmöglichkeiten, die je nach Erwartungs- und Wirkungshorizont variieren. Akzentuiert wird die Subjektspezifität der Lesarten. Außerdem beinhaltet mein Verständnis des Konstruktivismus auch eine Aufforderung zu einer Empirisierung der Literaturwissenschaft.

Empirisch arbeitende Wissenschaftler sind ja oftmals Vertreter einer erkenntnistheoretischen Position, die man dem Realismus zuschlagen würde. Grundannahme ist: empirische Daten repräsentieren Realität. Deshalb: Was bedeuten für einen konstruktivistischen Literaturwissenschaftler die Ergebnisse empirischer Forschung?

Man muß sich klar sein, daß man die Fakten, die herausgearbeitet werden, in gewisser Weise selbst produziert. Sie lassen sich keineswegs im Sinne eines emphatischen Wahrheitsbegriffs interpretieren. Aus diesem Grund spreche ich bewußt nicht mehr von einer Datenerhebung, sondern von Faktenproduktion, nicht mehr von Daten, sondern von Fakten: Diese sind gemäß einer wissenssoziologischen Perspektive etwas Gemachtes und Hergestelltes.

Sie verwenden weiterhin die Methoden der empirischen Sozialwissenschaften?

Ja, ich selbst habe ja ein Konzept für eine empirische Literaturwissenschaft formuliert, das eher sozialwissenschaftlich orientiert ist. Man muß jedoch diese Methoden, die oftmals vor einem positivistischen oder empiristischen Hintergrund entstanden sind, in einen konstruktivistischen Rahmen einbauen. Das bedeutet: Die Beobachterrelativität sollte in Form einer handlungsanleitenden Theorie festgelegt werden. Man sollte ganz deutlich machen, daß man im Rahmen einer theoretischen Vorgabe beobachtet; und man muß offenlegen, unter welchen Bedingungen man welchen Typ von Fakten produziert.

Man addiert also zum vorhandenen Methodenarsenal die konstruktivistische Prämisse von der Unmöglichkeit absoluter Wahrheitserkenntnis? Das wirkt etwas unspektakulär.

Da mögen Sie recht haben. Es gibt keine totale Differenz zwischen einer konstruktivistischen und einer herkömmlichen Methodologie. Allein die Ausgangsvoraussetzungen und die Bewertung der Ergebnisse sind entschieden anders.

Können Sie exemplarisch ein literaturwissenschaftliches Forschungsprojekt anführen?

Wir haben am Institut für Empirische Literatur- und Medienforschung in Siegen beispielsweise untersucht, wie Leser tatsächlich mit Literatur umgehen - das heißt: welche Lesarten konstruieren sie auf welche Weise? Wir haben inzwischen Hunderte von Versuchspersonen befragt, um herauszubekommen, wie durch die Lektüre von literarischen Texten semantische Welten aufgebaut werden. Und die Ergebnisse unserer Untersuchungen, die das Dogma von der einzigen und wahren Bedeutung des Textes zerstören, müßten eigentlich zu einer Veränderung des Literaturunterrichts in den Schulen führen. Die Schulen und die Lehrer sind nur überhaupt nicht an einer solchen Umgestaltung des Unterrichts interessiert.

Der Grund könnte sein, daß sie an Deutungsautorität und Macht verlieren, wenn sie die Interpretationshoheit zur Disposition stellen.

Genau - das ist die richtige Konklusion.

Nun zu den Medienwissenschaften. Wie verändern sich hier Forschungszentren und Zentralbegriffe, wenn konstruktivistische Prämissen zum Ausgangspunkt gemacht werden?

Besonders deutlich läßt sich diese Veränderung sicher am Beispiel der Medienwirkungsforschung demonstrieren. Zentral ist hier, daß der Rezipient an Bedeutung gewinnt. Er spielt aus konstruktivistischer Sicht eine wichtige Rolle in der Verarbeitung des Medienangebotes. Und für einen derartigen nutzerorientierten Ansatz, der natürlich schon seit längerem diskutiert wird, könnte der Konstruktivismus wirklich hilfreich sein, denn er bringt uns immer wieder dazu, folgende Frage zu stellen: Was sind die Haltepunkte in der Materialität des Medienangebotes, die in einer bestimmten Situation tatsächlich auch aufgegriffen und tatsächlich auch genutzt werden?

Diese radikale Orientierung am Rezipienten bedeutet auch, daß der Kommunikationsbegriff demgemäß zu definieren ist.

Sicher. Alle Vorstellungen, die Kommunikation als einen Transfer von Informationen begreifen, sind auszuschließen. Kommunikation wird als Prozeß individueller Sinnkonstruktion verstanden. Das Kommunikat wird zum Angebot für Nutzungsoperationen.

Worin besteht aus Ihrer Sicht die zentrale Aussage einer konstruktivistischen Medientheorie?

Fundamental ist, daß das Verhältnis der Begriffe ‚Medienwirklichkeit‘ und ‚Wirklichkeit‘ neu bestimmt wird. Aus konstruktivistischer Perspektive läßt sich nur sagen: Die Wirklichkeit, die die Medien konstruieren, ist die Wirklichkeit, die die Medien konstruieren - und das ist alles! Die Frage, wie sich die Medienwirklichkeit zur tatsächlichen Wirklichkeit verhält, ist nun nur noch ein Thema für philosophisch dilettierende Publizisten, die von der Annahme ausgehen, sie

könnten einen Vergleich dieser Wirklichkeiten zustandebringen und dann aufgeregt feststellen: der Journalismus bildet ja gar nicht die Wirklichkeit ab!

Eine bestimmte Medienkritik, die auf einer realistischen Position basiert, verliert demgemäß ihren ontologischen Halt. Wie sieht dann eine Medienkritik aus konstruktivistischer Sicht aus? Worauf bezieht man sich, wenn nicht auf den Vergleich von Medienwirklichkeit und wahrgenommener „eigentlicher“ Wirklichkeit?

Ein konstruktivistischer Medienkritiker würde die Machart eines Beitrags untersuchen. Seine Themen sind: Selektion, Inszenierung, Formen der Präsentation. Man konnte etwa - um ein Beispiel zu nennen - den Beginn der Intifada im ersten und zweiten deutschen Fernsehprogramm verfolgen. Die ARD zeigte Polizisten, die Steine zurückwarfen, die Kinder nach ihnen geschmissen hatten. In der Nachrichtensendung des ZDF sah man nur steinewerfende Kinder. - Die verschiedenen Varianten der Ereignis Selektion, der Inszenierung und Präsentation lassen sich somit vergleichen; man kann Motivverdacht äußern: Wieso konstruieren zwei verschiedene Sender zu ein und demselben Ereignis diese verschiedenen Wirklichkeiten? Warum wird ein Ereignis so und nicht anders gezeigt?

Der Journalist Klaus Bresser, Chefredakteur des ZDF, hat kürzlich gesagt: „Journalisten haben den Beruf, Wahrheit zu vermitteln.“ Diese Auffassung, die erkenntnistheoretisch der Position des naiven Realismus entspricht, teilt - dies zeigen Untersuchungen - die Mehrheit der Journalisten. Wie läßt sich ein solches berufliches Selbstverständnis kommentieren?

Man muß, denke ich, dieses hier zum Ausdruck kommenden Berufsethos von dem, was tatsächlich erreicht werden kann, unterscheiden. Daß es zum Berufsethos gehört, nicht bewußt zu täuschen, nicht schlampig zu recherchieren, den Versuch zu machen, ‚Wahrheit‘ zu vermitteln, Ereignis und Nachricht möglichst zur Deckung zu bringen - das ist völlig in Ordnung; das sind ethische Standards und Normen mit historisch beglaubigter Nützlichkeit, die sich aus der bewährten Praxis journalistischen Handelns ergeben. Aber natürlich muß jeder Nachrichtenredakteur, der nur halbwegs ehrlich ist, zugeben, daß es knallharte Auswahlregeln gibt. Und wenn ein Journalist dies weiß, dann kann er nicht mehr guten Gewissens behaupten, er erzähle den Leute die ‚Wahrheit‘.

Aber eine solche erkenntnistheoretische Position, die den fortwährenden Zweifel impliziert, ist doch im journalistischen Alltag überhaupt nicht durchhaltbar. Journalisten brauchen Klarheit, sie brauchen die ontologische Fiktion.

Es wäre schon sehr viel gewonnen, wenn Journalisten überhaupt klar wäre, daß sie diese ontologische Fiktion brauchen. Sie müßten dann vom hohen Roß der wahren Weltbeschreibung herunterkommen.

Herr Professor Schmidt, der Konstruktivismus wird ja nicht nur in Literatur- und Medienwissenschaft intensiv diskutiert, sondern ist, wie Sie selbst schreiben, insgesamt zur „Modephilosophie“ geworden. Wo liegen die Ursachen für diesen Popularitätsboom?

Offensichtlich berührt der Konstruktivismus (wie auch postmoderne Philosophie) die Mentalität der Zeit, formuliert die Erfahrungen von Pluralität und Individualismus, erklärt die vielfach erlebbare Inkompatibilität der eigenen Weltsicht mit der eines anderen, begründet die immer größer werdenden Kommunikationsschwierigkeiten in Partnerschaft, Familie und Politik. Vielleicht findet in bestimmten konstruktivistischen Überlegungen auch das einsame Individuum Trost und bekommt hier plötzlich eine Begründung für seine Trostwürdigkeit.

Ist es nicht eine Gefahr für den Konstruktivismus selbst, wenn er immer beherrschender, immer dominanter wird im öffentlichen und universitären Diskurs? Anders und als These formuliert: Für mich hat der Konstruktivismus nur Sinn als eine antagonistische Erkenntnistheorie, die sich gegen die Anmaßungen dogmatisch gewordener Objektivitätsansprüche richtet. In dem Augenblick, in dem der Konstruktivismus beherrschend wird, wird er auch funktionslos. Er sollte also - etwas pathetisch gesagt - immer ‚eine Philosophie der Unterlegenen‘ bleiben.

Mir ist diese These sympathisch. Grundsätzlich ist da etwas dran, denn einseitige intellektuelle Diät ist niemals begrüßenswert. Gleichwohl werden der faktische Pluralismus und die Bedingungen einer postmodernen Mediengesellschaft eine solche Vereinheitlichung gar nicht zulassen. Der Konstruktivismus hat eine zeitlang die Szene durchgemischt; aber die öffentliche Aufmerksamkeit wird sich auch bald wieder anderen Theorien und Diskursen zuwenden. Ich glaube, daß die Zeit endgültig vorbei ist, in der irgendein ‚Ismus‘ zum führenden Paradigma werden kann.

Ausgewählte Literaturhinweise

Klaus Merten / Siegfried J. Schmidt / Siegfried Weischenberg (Hg.), Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen 1994

Siegfried J. Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/M. 41991

Siegfried J. Schmidt, Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur, Frankfurt/M. 1994